

24.4.

HERR, gedenke doch an deinen Bund mit uns und lass ihn nicht aufhören!

Jeremia 14, 21 c

Ein flehentliches Ruf. Vielleicht verstehen wir ihn gegenwärtig etwas besser als in „normalen“ Tagen. Dass wir in ihnen unser Wohlergehen selbstverständlicher nehmen als jetzt, das ist menschlich, und es hilft nicht weiter, wenn wir darüber moralisieren. Umgekehrt sollten wir uns gegenseitig ermutigen, uns an die Gemeinschaft, die Gott mit uns eingegangen ist und eingeht, neu und erstrecht zu erinnern. Der Lehrtext aus dem 1. Korintherbrief (1,9) gibt dazu die Begründung. „Gott ist treu, durch den ihr berufen seid zur Gemeinschaft seines Sohnes, Jesus Christus unseres Herrn.“ Wir sind in der Osterzeit, in der uns das immer neu zugerufen und erzählt wird. Rufen wir also zu Gott, wie uns zumute ist.

Gegen allen Augenschein kann man aber diese Bitte im Buch Jeremia kaum als Begründung für eine Ermutigung, Gott um sein Gedenken anzuflehen, heranziehen. Denn es handelt sich im wortwörtlichen Sinn um eine „unerhörte“ Bitte. Ihr wird nicht entsprochen. Der Zusammenhang, in dem diese Bitte vergeblich geäußert wird, macht deutlich: Der Gott Israels, der Vater Jesu Christi ist ein lebendiges Gegenüber, der uns keineswegs zu willens ist. Gott muss nicht gnädig sein. Er ist es ganz aus freien Stücken. Ihm gegenüber gibt es weder Ansprüche noch Garantien.

Die Verhältnisse in Jerusalem und Juda, der weitaus kleineren Region innerhalb Israels, die zur Zeit des Propheten Jeremia noch nicht von fremder Besatzung annektiert war, schrien zum Himmel. Eine über Jahrzehnte und mehrere Generationen umfassende Epoche politischer Unterdrückung und sozialer Missstände lastete auf der Bevölkerung. Hinzu kamen krasse außenpolitische Fehleinschätzungen und Entscheidungen seitens des Königshauses. Dieses meinte, sich gegen die neu aufstrebende Großmacht Babylon behaupten zu können, statt klug sich ihr als Vasall zu unterwerfen und so den Bestand des Gemeinwesens für eine bescheidene Lebensweise zu sichern. Dieses sich selbst Behaupten musste scheitern, und so kam es zur Zerstörung Jerusalems und des Umlandes und zur Verschleppung in die Fremde. Die aktuelle Not, in der die Bitte vergeblich ausgesprochen wurde, war allerdings eine große Dürre, wie im Anfang des 14. Kapitels, eindrucksvoll geschildert. So spiegelt die Bitte gerade als vergeblich geäußerte eine bittere Realität wieder, die der Prophet und die, die ihm folgten, als Folge des Abfalls vom Gott Israels und seiner Weisung deuteten.

Deutungen dieser Art werden oft erst im Nachhinein plausibel. Sie eignen sich nicht, gegenwärtige Krisen in scheinbarer Überlegenheit erklären zu wollen. Das entlastet uns auch. Wir können unserem Herrn nicht über die Schulter sehen, müssen es aber auch nicht. Das Wissen, dass wir ihm gegenüber keinen Anspruch haben, sondern auf seine Gnade angewiesen sind, die auch ausbleiben kann, muss uns nicht abhalten, so zu rufen und zu flehen, wie uns zumute ist. Denn wer weiß, in welcher aktuellen geschichtlichen Lage wir uns befinden und wie sein Urteil über sie lautet? Wir sagten, dass die zu Jeremias Zeiten geäußerte Bitte vergeblich war. War sie es wirklich? Als Bitte um Verschonung war sie es. Nicht aber im Bezug auf den Bund. Den hat der Gott Israels mit seinem Volk nicht aufhören lassen. Trotz der Katastrophen, die nicht ausblieben. „Er wird nicht für immer hadern, noch ewig zornig bleiben“ (Psalm 103,9). Darauf dürfen auch wir aus den Völkern flehentlich hoffen.

*Christian Keller, Pfarrer*